

# LITERATURBLATT

FÜR

## GERMANISCHE UND ROMANISCHE PHILOLOGIE.

HERAUSGEGEBEN VON

D<sup>R.</sup> OTTO BEHAGHEL  
o. 5. Professor der germanischen Philologie  
an der Universität Gießen.

UND

D<sup>R.</sup> FRITZ NEUMANN  
o. 5. Professor der romanischen Philologie  
an der Universität Heidelberg.

VERLAG VON

Erscheint monatlich.

O. R. REISLAND, LEIPZIG.

Preis halbjährlich M. 5. 50.

XIX. Jahrgang.

Nr. 8. 9. August-September.

1898.

Holder, Geschichte der schwäbischen Dialekt- dichtung (Behaghel).	Malory's Le Morte d'Arthur. Ed. by A. T. Martin (Binz).	Borinski, Ueber poetische Vision u. Imagination (Kraus).
Joseph, Die Frühzeit des deutschen Minnesangs (Vogt).	Beber, Shadwell's Bearb. des Shakespeare'schen „Timon of Athens“ (Glöde).	Dante Alighieri, La Divina Commedia, III. nel luoghi e nelle persone, a cura di C. Ricci (Kraus).
Wolfram von Eschenbach, Parzival. Neu bearb. von W. Hertz (Behaghel).	Tobler, Ad. Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik II (Ebeling).	Morel, Les plus anciennes Trad. françaises de la Divine Comédie (Kraus).
Voss, The diction and rime-technic of Hartmann von Aue (Helm).	Les Enfances Vivien. Publ. par C. Wahland et H. von Feilitzen (Cloetta).	Stengel, Phil. Kommentar zu der franz. Ueber- tragung von Dantes Inferno etc. (Kraus).
Zimmermann, Fr. W. Zachariae in Braunschweig (Schlösser).	Faguet, Drame ancien, drame moderne (E. Schneegans).	Hecker, Die Ital. Umgangssprache (Wiese).
Sulger-Gebing, Die Brüder Schlegel in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst (Harnack).	Tobler, Rud. Die altprov. Version der Disticha Catonis (Levy).	Klinghardt, Artikulations- und Hörübungen (Sütterlin).
Hauksbók udgivet efter de Arnemagneanske håndskrifter u. s. w. (Kahle).	Jourdanne, Bibliographie languedoc. de l'Aude (Koschwitz).	Bibliographie. Literarische Mitteilungen.
Jakobsen, Det norrøne sprog på Shetland (Golther).	Zuccaro, Les poètes prov. vivants et le Félibrige (Koschwitz).	

**Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung mit vielen Bildnissen mundartlicher Dichter und Forscher.** Offenbarungen unseres stammheitlichen Volks- und Sprachgeistes aus drei Jahrhunderten. Kulturgeschichtlich beleuchtet von August Holder. Heilbronn, Kielmann. VII, 245 S. 8<sup>o</sup>.

In einer vielfach ungelungenen Darstellung, in einer oft schwerfälligen, bisweilen geradezu fehlerhaften Sprache wird uns hier eine wertvolle Gabe geboten. Getragen von warmer Begeisterung, von herzlicher Liebe für das heimische Volkstum, hat Holder eine sehr reichhaltige Sammlung schwäbischer Dialektdichter und Dialektdichtungen zusammengebracht; sehr vieles davon ist ausserhalb Schwabens ganz unbekannt. Aber auch der Schwabe dürfte staunen über die Fülle dessen, was Holders Spürsinn ans Tageslicht gefördert hat. Gelegentlich ist die Sammlung sogar zu reich: Ludwig Eichrodt, der eingeborene Karlsruher, hat doch kaum ein Recht, unter den schwäbischen Dichtern aufzutreten. Die Bezeichnung „rheinschwäbisch“, die Eichrodt der Mundart seiner Heimat gegeben hat, ist nichts weniger als glücklich, wie Holder und sein „Kenner“ meinen (S. 202); es ist gar keine Rede davon, dass hier ein Ableger des schwäbischen Dialekts vorliegt.

Das Buch Holders besteht im wesentlichen aus einzelnen aneinander gereihten Bildern. Ein jedes Kapitel erzählt den Lebenslauf seines Helden, verzeichnet seine mundartlichen Schriften, macht Mitteilungen über ihren Inhalt, denen sich nicht selten einzelne Proben anschliessen, und gibt eine Charakteristik der literarischen Persönlichkeit; diese möchte man öfters anschaulicher und farbiger wünschen. Holder hat aber auch den Versuch gemacht, die Entwicklung der schwäbischen Dialektdichtung in die Entwicklung der Gesamtliteratur einzugliedern; dies ist ihm jedoch nur unvollkommen gelungen. Schon bei der Darstellung des 18. Jahrh. zeigen sich wesentliche Mängel. Die Bedeutung von Sturm und Drang wird nicht gewürdigt; Wieland kommt nicht zu Wort (über die Frage: Was ist Hochdeutsch Suppl. VI, 299). Von Voss heisst es S. 66: „er verschaffte

ihm (dem Hochdeutschen) in seiner Heimat volkstümliche Beliebtheit, indem er das niedersächsische Volk lehrte, den Klang der angeborenen Mundart in gefügigerem, gesetzmässigem Silbenwechsel zu gebrauchen.“

Empfindlich macht es sich bei der älteren Zeit fühlbar, dass H. nur wenig über die Pfähle seiner engeren Heimat hinaus geschaut hat. Was er als Eigenart der schwäbischen Dialektdichtung geltend macht, ist überhaupt für die ältere Verwertung des Dialekts bezeichnend. Hätte er diese in grösserem Umfang gekannt, so hätte er unmöglich glauben können, dass der nhd. sprechende Wirt Vertreter des Oberdeutschen sei und sein „feindseliges Benehmen den schon damals bestehenden politischen und moralischen Gegensatz zwischen Ober- und Niederdeutschen“ beleuchte (S. 11).

Herzog Heinrich Julius ist meines Erachtens überschätzt. Ich glaube zudem, dass er unter dem Einfluss von Georg Pondo steht, der ihm 1590 seinen Isaak und seine Griseldis widmet; aus dem Wortlaut der Widmung geht mit Sicherheit hervor, dass der Herzog damals noch nicht als Dichter sich bethätigt hatte. Die Griseldis enthält Bauernszenen in nd. Mundart, und die Eltern der Griseldis sprechen thüringisch<sup>1</sup>.

Wenn Holder Pfund gekannt hätte, würde er auch auf eine der ältesten Proben des schwäbischen Dialekts gestossen sein, den Hirten Alexius im verlorenen Sohn (1596), der schon im Personenverzeichnis ausdrücklich als schwäbischer Bauer bezeichnet wird. Uebrigens ist es Holder auch entgangen, dass Weckherlin ein Epigramm in schwäbischer Mundart gedichtet hat (Gedichte hsg. von Fischer, I, 443).

Nicht ganz einverstanden bin ich mit der Art, wie Holder das Verhältnis von Schriftsprache und Mundart auffasst. Befremdlich schon ist die Beurteilung Luthers

<sup>1</sup> Auch im verlorenen Sohn findet sich thüringische Mundart; damit vgl. man Goedecke II<sup>2</sup>, 392: „seinen Stücken sind Bauernszenen eingeflochten, die den platten Dialekt der Mark haben“.

S. 128: „Die muttersprachliche Einheit ist — obgleich in ihrer eigenartigen Prägung anfangs ziemlich willkürlich von einem einzelnen Manne ins Leben gestellt . . .“ Ich kann aber auch das geistreiche Gleichnis Osthoffs nicht billigen, das sich H. zu eigen macht (S. 243). Hier heisst es u. a.: „Welchen der beiden brüderlichen Bäume würdest du für den würdigen Vertreter der Gattung Baum halten? den Naturbaum oder den Kunstbaum? dort Freiheit, hier Abrichtung! Ersterer mag den Preis erhalten. So muss auch die Schriftsprache, als Sprache betrachtet, unzweifelhaft zurückstehen an Wert gegenüber der Volksmundart.“ Die „Abrichtung“ spielt bei der Schriftsprache eine untergeordnete Rolle. Auch die Schriftsprache lebt ihr eigenes Leben, im Kampf mit Sturm und Wetter, und sucht sich unablässig in unbewusstem Wandel ihren Daseinsbedingungen anzupassen.

Der Verfasser würde seine Ansprüche auf unseren lebhaften Dank noch erhöhen, wollte er seine Verheissung wahr machen und eine historisch-kritische Auswahl schwäbischer Dichtungen herausgeben. Hier dürften die Proben, die vor die Mitte des vorigen Jahrhunderts fallen, wohl vollständig zum Abdruck gebracht werden.

Nachtrag. Ein Schwabe ist auch der Postreuter Neopas, den Daniel Friderici in seinem Tobias (Rostock 1637) auftreten lässt. Allerdings, wenn ihn der Dichter nicht ausdrücklich als solchen bezeichnen würde, an der Darstellung der Mundart wäre seine Heimat kaum zu erkennen.

Giessen.

O. Behaghel.

**Eugen Joseph, Die Frühzeit des deutschen Minnesangs.** I. Die Lieder des Kürenbergers (= Quellen und Forschungen LXXIX). Strassburg, Trübner 1896. 87 S. 8<sup>o</sup>.

Von der Thatsache ausgehend, dass die Frauenstrophe MF 8, 1 *Ich stuont mir nehtint späte* und die Rede des Ritters MF 9, 25 *Nu brinc mir her vil balde* zweifellos zusammengehören, sucht Joseph dasselbe Verhältnis für die übrigen Strophen Kürenbergs nachzuweisen: zu jeder Strophe, welche der Frau in den Mund gelegt ist, gehöre eine Antwortstrophe des Ritters; nur müsse man dabei die dialogische Strophe 8, 9 *Jô stuont ich nehtint späte* und das zweistrophige Frauenliedchen vom Falken als Interpolationen ausscheiden; jene sei eine Parodie von 8, 1 und 9, 29, dieses die Dichtung einer Frau, die gegenüber den Kunstprodukten des Kürenbergers alle Merkmale echter Naturpoesie trage. Von den verbleibenden Strophen seien die beiden des ersten Tones als Botschaft der Frau und Gegenbotschaft des Ritters in richtiger Folge überliefert. Die des zweiten Tones seien nur dadurch auseinandergelassen, dass die Frauenstrophen zusammengefasst und den Männerstrophen vorangestellt wurden; innerhalb dieser beiden Reihen aber sei die alte Ordnung gewahrt; jede der fünf Strophen des Ritters entspreche in der überlieferten Folge den fünf nach den Ausscheidungen verbleibenden Frauenstrophen.

Bezüglich der beiden Strophen des ersten Tones stimme ich Joseph bei. Mit Recht schliesst er sich der Meinung derjenigen an, die das Liedchen *wes manst du mich leides* nicht als Frauenstrophe sondern als Antwort des Liebenden auffassen. Als Emendation der letzten Halbzeile dieser Strophe schlage ich *und alle ander verman* (und alle andern verschmähe) als die dem Sinne

wie der Ueberlieferung am meisten entsprechende vor gegen Josephs Besserungsversuch *wider al andere man*, während ich glaube, dass er mit der Ergänzung des vielbesprochenen ersten Verses der 1. Strophe *vil lieber friunde scheiden daz ist schedelich* das Richtige gefunden hat. Die Ausscheidung der Strophe *jô stuont ich nehtint späte* aus denen des zweiten Tones bedarf nach allem, was seit Scherer gegen sie vorgebracht ist, meines Erachtens keiner Rechtfertigung mehr. Dass Wilmanns 'darin irrt', dass er sie nur als Parodie der Strophe *Ich stuont mir nehtint späte*, nicht auch der Strophe *nu brinc mir her vil balde* auffasst, kann ich freilich durchaus nicht zugeben; auf letztere vermag ich auch nach Josephs Ausführungen gar keine Beziehung ausfindig zu machen. Aber weit wichtiger ist es, dass das eigentlich Neue, was Joseph vorbringt, die Verbindung der Str. 7<sup>19</sup> mit 9<sup>25</sup>, 8<sup>17</sup> mit 10<sup>1</sup>, 8<sup>25</sup> mit 10<sup>9</sup>, 9<sup>13</sup> mit 10<sup>17</sup>, nicht haltbar ist. Die Zusammenhänge ergeben sich nirgend deutlich und ungezwungen, andere Strophencombinationen wären ebensogut oder besser möglich als die vom Verf. behaupteten. Soll z. B. 9<sup>21</sup> durchaus die Antwort auf eine der überlieferten Frauenstrophen sein, so würde sie sich eher auf die Strophe, die in der Handschrift unmittelbar vorangeht (*ez gât mir vonne herzen* 9<sup>13</sup>), als auf 7<sup>19</sup> (*leit machet sorge*) beziehen lassen. Denn 7<sup>19</sup> ist von einer durch Aufpasser veranlassten Trennung<sup>1</sup>, 9<sup>13</sup> dagegen von bevorstehendem Scheiden, von Verläumdung der Frau und dem Verlangen nach Aussöhnung die Rede. Die Aufforderung des zur Fahrt gerüsteten Ritters an die *frouwe* mit ihm zu ziehen, die Versicherung, dass er ihr seine Liebe bewahren wolle, dass sie aber keinen Unwürdigen lieben dürfe, kurz der ganze Inhalt von 9<sup>21</sup> würde jedenfalls eher zu der in 9<sup>13</sup> als zu der in 7<sup>19</sup> vorliegenden Situation stimmen. — Str. 10<sup>17</sup> *wip unde vederspil* passt zweifellos am allerbesten an den Ort, wo sie die Hs. überliefert, nämlich an den Schluss der ganzen Sammlung. Der selbstbewusste Sänger wirft hier so offenkundig und ausdrücklich einen Rückblick auf seine Erfolge, zieht so deutlich das Schlussurteil aus seinen Liebeserfahrungen, dass jede andere Beziehung ausgeschlossen ist. — Str. 10<sup>1</sup> enthält seinen Rat an die Geliebte, wie sie sich in Gegenwart anderer beim Zusammentreffen mit ihm benehmen soll, damit niemand ihr Verhältnis merke. In einer Frauenstrophe, die damit beantwortet sein könnte, müsste doch vor allem von störenden Aufpassern die Rede sein. Das ist aber nur in Str. 7<sup>19</sup>, nicht in Str. 8<sup>17</sup> der Fall, die garnichts weiter als schamhafte Sehnsucht einer Liebenden ausdrückt. Alles, was die Beziehung mit 10<sup>1</sup> herstellen soll, muss wiederum erst in 8, 17 hinein interpretiert werden. Und in jenen Rat an die *frouwe*, es zu machen wie der trübe Stern<sup>2</sup>, dessen schwacher Glanz sich zeitweilig den Blicken entzieht, indem sie bei einer Begegnung die

<sup>1</sup> Mit Recht liest Joseph 7, 23 nach Sievers *hânt*; Lachmanns *han* steht garnicht in der Handschrift, wie das Facsimile der Lieder Kürenbergs bei S. 86 meiner Literaturgeschichte zeigt.

<sup>2</sup> *tunkel sterne* wird zwar mit merkwürdiger Consequenz in den Wörterbüchern und Uebersetzungen mit „Abendstern“ wiedergegeben, was es nie bedeutet hat, dass aber auch Joseph diesen Fehler macht, ist doch auffällig, da er selbst Pfeiffer, Germ. 12 citiert, wo schon im wesentlichen das Richtige bemerkt ist. Den dort gegebenen Nachweisen füge ich hinzu: *habt ihr dunkel sterne gesehen, darunter einen lichten gar? sô lâhter für sie alle clâr*: Ulrich v. Eschenbach, Alexander 13602.